



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ruhstrat, E: Die Aussichten der christlichen Religion in China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Aussichten der christlichen Religion in China

Von E. Ruxstrat in Kiukiang (China)



Bei der allgemeinen Reformbewegung sowie dem Thronwechsel im Lande der Mitte ist es von Interesse, sich zu fragen, ob sich die Aussichten für die Verbreitung der christlichen Religion bei der veränderten Lage gehoben haben oder nicht. Rein äußerlich angesehen ist insofern gegen früher ein unverkennbarer Fortschritt zu verzeichnen, als die Mandarinen jetzt ihrer großen Mehrzahl nach von der Kurzsichtigkeit, Zwecklosigkeit und Gefährlichkeit des früher immer beliebten Verfahrens, die Missionäre durch kleinliche Mittel aus dem Lande hinauszujagen, überzeugt zu sein scheinen. Die fortwährenden Unruhen der neunziger Jahre haben sich bisher nicht wiederholt. Nachdem selbst das ungewöhnlich starke Aufflammen des Christenhasses während der Boxerzeit nicht den gewünschten Erfolg hatte, sind im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts diesem Hass nur noch sehr vereinzelte Menschenleben zum Opfer gefallen. Das früher zuweilen recht bedrohliche Feuer züngelt nur ganz vereinzelt empor. Trotzdem möchte es gewagt sein, zu behaupten, es werde bald völlig erlöschen. Denn wer etwas tiefer zu sehen versteht und sich nicht durch den oberflächlichen Schein täuschen läßt, der wird bald erkennen, daß sich auf diesem Gebiet in Wirklichkeit recht wenig geändert hat. Um dies ganz zu begreifen, wird man am besten tun, sich darüber Klarheit zu verschaffen, ob die christlichen Sendboten mit dem Willen oder gegen den Willen der leitenden Kreise in das Land gekommen sind und sich noch hier aufhalten. Erst damit treffen wir den Kern der Sache. Zugleich wird es wesentlich zum Verständnis beitragen, wenn wir den Mohammedanismus zum Vergleich heranziehen.

Im Reiche der Mitte mag es ungefähr zwanzig Millionen Mohammedaner geben; während sich etwa eine Million Chinesen zur römisch-katholischen Lehre und nicht viel mehr als hunderttausend zum Protestantismus bekennen. Weder die Regierung noch das Volk hat die Mohammedaner jemals irgendwie in der

Ausübung ihrer Lehre gestört, obgleich ihre Zahl vielleicht beinahe das zwanzigfache von der der Christen beträgt. Wie ist nun dieser auffallende Unterschied in der Behandlung der Anhänger der beiden monotheistischen Religionen zu erklären? Die christlichen Missionare sind allzu sehr geneigt, als Antwort die Behauptung aufzustellen, es läge nur daran, daß sie als Westländer und „fremde Teufel“ den Chinesen verhaßt wären, wogegen es schon seit vielen Jahrhunderten keine proselytierenden Araber mehr in China gäbe. Gewiß wirkt dieser Umstand mit, doch der Hauptgrund ist ein anderer. Wer sich nämlich hierzulande in einer Moschee aufmerksam umsieht, der wird stets eine Tafel darin angebracht finden, worauf in goldnen Schriftzeichen die Worte zu lesen sind: „Möge der Kaiser zehntausend Jahre lang regieren!“ Nun wird man vielleicht denken: ja, was kommt denn am Ende so sehr viel darauf an, ob eine derartige Tafel in dem Gotteshause vorhanden ist oder nicht! Die Sache wird jedoch sofort in das richtige Licht gerückt, wenn erwähnt wird, daß sämtliche größern konfuzianischen, buddhistischen und taoistischen Tempel dem Kaiser genau dieselbe Ehre erweisen. Wir haben es hierbei mit einem allgemeinen Gebote der Regierung zu tun. In jedem Gotteshause soll der Sohn des Himmels so verehrt werden. Wenn sich eine Religionsgemeinschaft dem fügen will, so darf sie im übrigen ziemlich ihrem eignen Willen folgen.

Die Chinesen sind im Grunde in religiöser Beziehung ein sehr tolerantes Volk. Religionskriege, diese entsetzlichen Geißeln der abendländischen Menschheit, kommen in ihrer Geschichte nicht vor. Selbst die beiden großen mohammedanischen Empörungen des vorigen Jahrhunderts in den Provinzen Kansu und Yunnan hatten mit der Religion nichts zu tun. Diese entlegnen und vorher schon mehr oder weniger unabhängigen Landesteile wollten sich vielmehr politisch völlig vom Reiche losreißen. Während der dann folgenden jahrelangen Anstrengungen der Peking Regierung, die Auflehnungen mit erbarmungsloser Strenge und Grausamkeit niederzuwerfen, blieben die 200 000 in der Hauptstadt lebenden Mohammedaner ganz unbelästigt, was am besten beweist, wie wenig es auf das Bekenntnis der Rebellen ankam. Man hat auch niemals gehört, das Gebot, den Kaiser in den Moscheen auf die angegebene Art zu verehren, habe irgendwie mit den erwähnten Empörungen im Zusammenhang gestanden.

Es braucht nun kaum eigens bemerkt zu werden, daß sich keine christliche Gemeinschaft in China bereit finden würde, von ihren Mitgliedern zu verlangen, sie sollten in der Kirche vor einer dort zu Ehren des Kaisers angebrachten Tafel die Knie beugen, wie es die Mohammedaner in ihren Moscheen tun.

Die auf dem Drachenthron sitzenden Herrscher sind an sich keineswegs immer abgeneigt gewesen, die christliche Religion in ihr Land einzulassen. Im Gegenteil, wiederholt haben sich die Missionare in Peking sogar großer Achtung erfreut. Dies gilt besonders von den Jesuiten, die im siebzehnten Jahrhundert bei dem großen Kaiser Kang Hi, aus der noch jetzt regierenden Dynastie, vielleicht dem bedeutendsten Herrscher, den China jemals gehabt hat, in höchstem

Ansehn standen. Man hat sogar nicht ohne eine gewisse Berechtigung die Behauptung aufgestellt, das ganze Reich der Mitte würde allmählich für den Katholizismus gewonnen worden sein, wenn nicht zwischen der Peking-Regierung und der Kurie einige Streitpunkte aufgetaucht wären, die schließlich fast alles wieder verdarben. Die bei weitem wichtigste dieser Differenzen war die Frage der Ahnenverehrung. Während diese uralte Sitte der Chinesen von den Jesuiten stillschweigend geduldet wurde, stellten sich ihr die Dominikaner schroff und feindselig gegenüber. Rom mußte also entscheiden, welche Auffassung Geltung haben sollte. Nach sehr langem Zögern fiel das Urteil der Kurie zu Ungunsten der Jesuiten aus, und nun war es mit deren guten Aussichten völlig zu Ende. Schon längst vor dieser Entscheidung hatte man in Peking die feindselige Seite gegen die Christen hervorgekehrt. Sobald man dort nämlich merkte, daß ein im fernen Westen wohnender geistlicher Herrscher in einigen wichtigen Dingen anderer Meinung sein wollte als der nach seiner eignen Auffassung hoch über allen Königen der Erde stehende Sohn des Himmels auf dem Drachenthron, verkehrte sich die bisherige Duldung in Unduldsamkeit.

Von diesem noch bis vor nicht langer Zeit hartnäckig festgehaltenen Standpunkte, ihr Kaiser sei allen andern Herrschern unendlich überlegen, ist die Peking-Regierung im vorigen Jahrhundert durch verschiedene recht unsanfte Stöße verdrängt worden, und die dadurch geschaffne neue Lage ist dann der christlichen Mission zugute gekommen. Mag man nun deren Bestrebungen mit Zuneigung oder mit Abneigung gegenüberstehn, so ist es doch für jeden unbefangenen denkenden Menschen klar, daß es nur natürlich war, daß sich die Missionare die infolge der von England und Frankreich gegen China geführten Kriege erzwungne Eröffnung des Reiches für ihre Zwecke zunutze zu machen suchten. Es würde einfältig sein, ihnen das verdenken zu wollen. Die Missionare sollten darüber jedoch niemals vergessen, daß sie es also lediglich der Gewalt der Waffen zu verdanken haben, wenn sie jetzt überall im Lande wohnen und wirken dürfen. Dieser Punkt kann nicht nachdrücklich genug betont werden, denn er ist der Kern der ganzen Missionsfrage in China, an deren Lösung sich während der letzten Jahrzehnte viele Köpfe vergeblich abgemüht haben. Wie die Dinge zurzeit liegen, müssen alle solche Bemühungen wohl fruchtlos bleiben. Denn man kommt nicht um die Tatsache herum, daß es die erdrückende Mehrzahl der chinesischen Beamten jedenfalls vorziehen würde, wenn die Missionare nicht im Lande wären. Allerdings wissen sie andererseits seit der Vorerzeit sehr gut, daß sie wieder auf den vereinigten Widerstand der dabei beteiligten fremden Mächte stoßen würden, wenn sie noch einmal den Versuch machen wollten, die christlichen Sendboten mit Blut und Eisen loszuwerden. Deshalb fügen sie sich darin, ihre Gegenwart zu ertragen. Unter solchen Umständen aber von den Mandarinen zu erwarten, daß sie die Missionare bei Gefahr immer schnell und mit Eifer schützen sollen, würde zu viel verlangt sein. Vielmehr ist ihre Lässigkeit bei derartigen Gelegenheiten ganz erklärlich. Sobald

also die Stimmung in den Kreisen der Beamten wieder feindseliger gegen die Missionare werden sollte, so würden sich diese sofort wieder in ständiger Gefahr befinden. Das christenfeindliche Feuer glimmt bei den Mandarinen noch immer unter der nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorläufig zugedeckten Asche weiter. Jeder Windstoß kann die Glut wieder entfachen. Ein vollgiltiger Beweis für den nur verhaltenen Haß ist die verbürgte Nachricht aus der jüngsten Zeit, die Regierung plane alles Ernstes, den Zöglingen der Missionsschulen bei ihrem Eintritt ins Leben das Wahlrecht für das sehnlichst erwartete Parlament zu versagen! Das würde freilich ein Schachzug von nicht geringer Schlaueit sein, denn er müßte den von Missionaren geleiteten Unterrichtsanstalten den Boden unter den Füßen wegziehen. Es ließe sich auch wohl wenig dagegen machen, und deshalb herrscht unter den Missionaren eine begreifliche Aufregung über diese Absicht.

Die logische Folgerung des Zwanges, den die Mächte China in der Missionsache auferlegt haben, würde die sein, in jedem einzelnen Fall unter allen Umständen nachdrücklich darauf zu bestehen, China solle seine einmal eingegangnen Verpflichtungen getreulich erfüllen und solche Mandarinen, die es entweder nicht verstehen oder die nicht willens sind, Unruhen zu verhindern, unnachsichtig bestrafen. Wie stark ein scharfes Vorgehn in dieser Beziehung wirkt, hat die Besezung von Kiautschou gezeigt, als in der Provinz Schantung zwei deutsche katholische Missionare erschlagen worden waren. Die missionsfeindlichen Umtriebe, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine besonders heftige Form angenommen hatten, hörten jetzt mit einemmal auf, weil es die Mandarinen offenbar einstweilen für zu gefährlich hielten, auf dem betretenen Wege weiterzugehn. Gleichwohl kann es nicht dauernd Abhilfe bringen, wenn den verantwortlichen Beamten nur gelegentlich tüchtig auf die Finger geklopft wird. Eine solche „Kanonenbootspolitik“ aber bei allen vorkommenden missionsfeindlichen Bewegungen konsequent durchzuführen, müßte schließlich die Zertrümmerung des Reiches und damit unabsehbare Verwicklungen zur Folge haben. Eine so schwere Verantwortung wird aber lediglich um der Missionare willen niemand gern übernehmen wollen.

Wie soll man denn aber aus dem unerfreulichen Dilemma, die christlichen Sendboten überall in das Innere des großen Reiches gehn zu lassen, ohne daß sie doch dort von den fremden Regierungen, solange diese besonnen handeln wollen, genügend zu schützen wären, wogegen die Mandarinen nicht anders als lässig in ihren Schutzmaßregeln sein können, bald herauskommen? Ja, wer hierauf eine allseitig befriedigende Antwort zu geben wüßte, der verdiente wirklich einen Nobelpreis zu erhalten. Mir scheint, daß die Missionsfrage aus den angedeuteten Gründen auf absehbare Zeit überhaupt nicht lösbar ist. Der einzige Mann, der einen vielleicht gangbaren, aber dabei jedenfalls höchst beschwerlichen und langen Weg gezeigt hat, ist der angesehene amerikanische Missionar Dr. Gilbert Reid. Er sagte sich nicht mit Unrecht: wenn wir so

weiter arbeiten wie jetzt und immer nur Chinesen der untern Volkskreise belehren, dann erreichen wir in vielen Jahrhunderten nicht das ersehnte Ziel. Deshalb will ich für meine Person versuchen, die Sache am andern Ende anzufangen, indem ich mich an die leitenden Kreise in Peking wende, um diese allmählich für das Missionswerk zu interessieren. Das war vor zehn bis elf Jahren. Dr. Reid, dem es damals in der Tat schon gelungen war, mit manchen Großwürdenträgern Bekanntschaften anzuknüpfen, wollte in der Hauptstadt ein sogenanntes Internationales Institut einrichten, worin Vorträge aller Art für die gebildeten Klassen gehalten werden sollten. Der Gedanke war nicht übel, und es gelang seinem Urheber auch, die Mittel dafür durch Sammlungen in Amerika und in Europa zusammenzubringen. Aber unglücklicherweise folgte bald darauf die Voyerzeit, die alles in Frage stellte. Nach der Beilegung der Wirren schien es Dr. Reid nicht mehr aussichtsreich genug zu sein, sein Institut in Peking zu errichten. Er wählte nun statt dessen Schanghai. Dort vermag er jedoch für den Zweck, den der Urheber anfänglich im Auge hatte, bei weitem nicht so gut zu wirken wie in der Hauptstadt. Es würde fast genau dasselbe sein, wie wenn jemand, der die leitenden Persönlichkeiten des Deutschen Reichs beeinflussen wollte, sich gezwungen sähe, in Hamburg zu wohnen anstatt in Berlin.

Zu erwähnen bleibt noch, daß man es nicht unversucht gelassen hat, sich mit dem Evangelium unmittelbar an die verstorbene Kaiserin-Witve zu wenden. Europäische und amerikanische, in China lebende Damen verehrten ihr nämlich vor einigen Jahren eine schön ausgestattete Bibel in chinesischer Sprache. Die Herrscherin hat das Geschenk freundlich entgegengenommen, ohne daß jedoch weitere Folgen damit verbunden gewesen wären.



Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789

Von Hermann Jaenicke

1



n den Grenzböten von 1906 III S. 240 ff. und S. 289 ff. haben wir die Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789 bis zu dem Augenblicke verfolgt, wo Calonne seine große Staatsreform in Angriff nahm und der ersten Notabelnversammlung zur Begutachtung unterbreitete. Mit diesem Ereignis schloß Adalbert Wahl den ersten Band seines bedeutamen Werkes, dem er nunmehr den zweiten und zugleich letzten Band hat folgen lassen.*) Bemerkens-

*) Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Zweiter Band. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1907. — Im Leipziger Literarischen Zentralblatt vom